

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931**

124 (30.5.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 22



# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 124

Nr. 22

Samstag, den 30. Mai

1931

## Die Bühne als Waffe

Von Hermann Burtz

„Während der Revolution geschieht keine Kunst“, sagt Balzac, und er scheint recht zu behalten. In Zeiten gewalttätiger volklicher und staatlicher Neugeburt oder Wiedergeburt, wenden die Mäusen sich entsetzt ab und Freiheit blüht nur in dem Reich der Träume. Die Kunst wird gezwungen, Partei zu ergreifen, und jeder Teil des zerrissenen Volkes sucht aus der Bühne seine Waffe zu machen. Nicht die ewige große Sonne, die Gott über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt, leuchtet dieser Kunst, vielmehr wirft jede Partei grelle Scheinwerfergel auf die Gesichter und Gestalten der Gegner, um sie verzerrt und widerlich erscheinen zu lassen. Mit den Mitteln des Sohns, des Ulls, des Haffes, soll der Andersmeinende zertrümmert werden und die Bühne wird zur Tribüne des Demagogens. Parteipresse und Parteibühne ergänzen sich: Die Kunst geht auf die Gasse und dient der Leidenschaft des Tages.

Wer diese parteihafte Kunst im Schrifttum, Film, Bühne und Rundfunk näher und länger beobachtet, erkennt zu seinem Troste bald, daß sie nicht im Sinne ihrer Macher wirkt. Ein Kunstwerk, wie es zweifellos der Film „Sturm über Wien“ ist, wirkt nicht durch seine Tendenz, die künstlich angehängt erscheint, sondern durch den menschlich ergreifenden Grundgedanken: Kampf eines redlichen Naturvolkes gegen eine raffinierte Fremdherrschaft. Man schaue zum Vergleich den „Tell“ von Schiller! Schau „Apfelsuhre“, in das Deutsche als „Der Kaiser von Amerika“ eingegangen, ist keineswegs eine abstrakte Rede für die Monarchie, sondern der Versuch, die Vertreter einer durch Machtwahn dumm gewordenen Schicht in ihrer menschlichen Unzulänglichkeit darzustellen, und dem durch Missetat und Geist überlegenen Manne sein Recht zu wahren. „Die andere Seite“ von Sheriff, dieses herrliche befehlte Stück eines fast unbewußten Dichters, spricht weder für noch gegen den Krieg; es beruht menschlich und künstlerisch auf einem der elementarsten Gefühle jeden Lebewesens, von der Liebe bis zu Swedenborg, auf der Sorge um sein Dasein und seine Dauer: der Angst.

Höchste Kunst ist höchste Gerechtigkeit. Aufgabe der Kunst ist es, gerade in verwirrten Zeiten, das verhällte, verformte, von allen Systemen geschändete Bild des Menschen wieder rein herzustellen, und ihm das Gefühl für seine Würde und den Glauben an seine Bestimmung immer wieder neu einzufügen.

Deshalb ist und bleibt es der wahre Beruf der Bühne, über den Wahn der Zeit hinweg, keine Richtung um der Richtung willen auszuschießen. Es gibt immer wieder neue Wege zum Herzen der Menschen: man sollte alle gehen und keinen verwerfen, wenn er dem Leben dient.

Noch immer gilt Shakespeares Satz aus Hamlets Munde, daß die Bühne da sei, um dem Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten; noch dröhnt Schillers, des volksthaten deutschen Dichters, Stimme aus dem Munde des Herakles von dem gewaltigen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt; noch immer antwortet die All-Liebe auf die Frage der Seele: Warum schlägst du mich, wenn du mich liebst?, mit Meyers Worten: „Gros, der dich sucht und peiniert, will dich schuldblos und gereinigt.“

Noch immer ist die Bühne — ist das Schauspiel! — auch in den Zeiten der Armut, Arbeitsnot und Knechtschaft, ja, gerade dann, neben Schule, Kirche, Heer und Wirtschaft, ein wesentliches lebendiges Organ des vollen Körpers, Geistes und der Seele. Wenn die Wirklich-

keit uns zwingt zu dem, was wir müssen, zeigt uns die Wahrheit im unerlöschlichen Spiegel der Bühne, was wir sollten.

Wenn man also von der Bühne als einer Waffe spricht, so kann es nur jener berühmte Speer des Gottes sein, welcher die Bunden, die er schlug, auch heilte, dann nämlich, wenn ein Geweihter, ein Shakespeare, ihn schwingt.

In dem Gedicht „An Francis Bacon“, in dem Bände „Ursula“, habe ich dieses anzudeuten gesucht in den kühnen, aber wahr werdenden Zeilen:

Aus ihrem Spiegel glänzt empor das Spiel,  
In dem der Geist den Zufall überwand,  
Der Mensch ein Umweg ist und Gott sein Ziel!  
Die heilige Dange kam in deutsche Hand.  
Sie heißt die Bunden, die der Wahn geschlagen:  
Dein Reich Atlantis wächst im Vaterland!

## Abfage an die Literaten!

Von Hans Grimm GDS.

Daß die schreibende Kunst wie jede Kunst keine Zwecksetzung kennen dürfe, wird vom Literatentum der Zeit gern erklärt. Hinter der halbten, mit dunklem Wortschwall vorgetragenen Wahrheit verbirgt sich unbewußt und bewußt die Dürdebergerei der Schreibtischmenschen vor dem Ernst, vor der Härte, vor der Schwierigkeit, aber auch vor der Größe und Tiefe des gegenwärtigen Gemeinheitslebens. Er, der selbst dem Zusammenhang entlieft, verlangt dann neuerdings für die Bequemlichkeit und eigene Wohlbedacht, die er Schaffen nennt, besondere Almosen und Zuwendungen des Staates und der Gemeinschaft. Der Ausdrucks erotischer, morbider, spielerischer Erlebnisse oder viel häufiger erotischer, morbider, spielerischer Phantasien, wie sie alle beweglichen und nicht voll beschäftigten Menschen haben und haben sollen, aber freilich, wenn sie Kerls sind — es sei denn vor der einen Frau — unter 10fach verdrängten Platten verborgen halten, bedeutet ihnen künstlerische Tat. Ihr Verlangen an den Leser, der sich von dem gedruckten Rückstand nun seinerseits Verstand und Sinn und Seele bewegen lassen soll, gleicht der merkwürdigen Einladung, in das benützte Bad eines andern zu tauchen. Sie nennen Zwecksetzung, sie warnen vor Tendenz, wo ihnen Schriftsteller begegnen. Die nicht weniger als sie das Ich erlebt haben, dieses drei Viertel Tier und diesen Viertelgott mit den Lüsten und Unlusten bald des einen und bald des andern, die aber begriffen haben, größer als das Ich sei das Ich und Du, vor dem Zusammenhänge sei die Einzelheit gering, der große Gegenstand sei das Schicksal durch den Zusammenhang und im Zusammenhänge mit dem Leben des eigenen Volkes und alles andere sei Folge.

Unser Schrifttum ist jahrelang von den Literaten bestimmt worden, es ist dadurch zur Gleichgültigkeit und Bedeutungslosigkeit für das Leben der Nation herabgesunken. Es hat allenfalls Menschen in mechanisierten Berufen etwas Wärme und Traum gegeben, und ihnen also zu besserem Gleichgewichte geholfen, es hat halb schläfrige Mußestunden in der Form des „Sofabuches“ wohl ausgefüllt, es hat gelegentlich auch einem „Kerl“ gedient dadurch, daß es ihn nach Werk und Tat eine knappe Weile von sich abzog und dadurch erfrischte — ich unterschätze die soziologische Wichtigkeit solcher Wirkungen nicht —, ich weiß aber, und jeder weiß es, daß unsere beste und tüchtigste Mannheit am schönen Schrifttum unserer Zeit vorbeiging oder es doch als Spielraum betrachtete, weil es ihr nichts bot, weil es ihr bei der offensichtlichen Schwäche seiner Gegenstände keine Achtung abtrotzte.

Es ist Reaktion auf das, was die schreibende „Kunst“ nicht leistete, daß unversehens die geschichtlichen, die biographischen, die halb wissenschaftlichen Bücher, daß alles, was Sache und Zusammenhang zu versprechen schien, die eifrigeren Käufer und besonderen Leser fand. Die Deutschen, die nach dem Kriege Widerstand in sich fühlten — die Auslandsdeutschen und die Jugend voran —, merkten, sie mühten sich jetzt selber Weg suchen, da doch alles aufgelöst erschien, da doch eine Partei verneinte, was die andere bejahte, da die Anzahl der Zeitungen ein wunderbares Volk zum besten von Parteiführern und zu Gelegenheiten der Bürokraten politisch und weltanschaulich auseinanderschwächte, einen Weg zunächst zur Überschau, danach zur neuen kämpferischen Einheit.

Ich glaube, daß von diesem Aufbrüche her das Literatentum, das unser Schriftwerk beherrscht, und das unser Schriftwerk spielerisch machte, überwunden werden wird. Statt der Wichtigkeit in „Velleitäten“ werden dann Männer Bücher schreiben, die wahrscheinlich mehr geliebt und gehaßt und gewiß nicht weniger leidenschaftlich und schwächlich gewesen sein werden zu ihren eigenen Stunden, die aber darüber hinaus sich an die Dinge ihres Volkes und an das große Wesen der Welt herangemacht haben und beides nicht ließen, bis sie kämpfend von ihm gesegnet waren, und wenn es selbst ein harter und nicht gnadenvoller Segen wäre. Aus solcher schreibenden Kunst wird dann unsere allergrößte Notwendigkeit in diesen verwirrten, chaotisch überhäufteten Tagen hervorgehen: Die Synthese, das Zusammendenken, die Beziehung.

Nein, der Kunst wird hiermit kein Zweck gesetzt, sondern in der echten Kunst hat nie eine andere Bedeutung gelegen, als daß sie von neuem „dichte“, was durch die Vielheit der Menschen auseinandergeredet, auseinandergelebt und endlich auseinandergeschrieben wurde, und was also zerfloßen erscheint. Aber der Dichter hat freilich eine Aufgabe, daß er durch die Verworrenheit hindurchgehe und zunächst für sich zusammensehen lerne, sei er sonst schwach oder stark, mehr Tier oder mehr Gott.

## In Shakespeares Land

Von L. Krieger

Stratford! Eingebettet in grüne Wiesen, die das silberne Band des Flusses fröhlich durchwindet — am Marktplatz ein paar schöngegebelte alte Häuser, eine ehrwürdige Kirche, die den ganzen Tag ihr Glockengebimmel in die feidige Luft streut — wäre es nicht um Shakespeare, so wäre dies eines der kleinen, verschlafenen Landstädtchen, wie man sie zu Dutzenden in den „Midlands“ findet. Nun aber weiten sich die Kulissen: eine Welt lebte in diesem engumzirkelten Bereich — die Welt kommt, um zu bewundern, in stiller Erinnerung zu verehren — oder — um eben da gewesen zu sein.

Während der „season“ decken die Scharen der Fremden Stratford fast zu. Die Amerikaner werden auf ihrem europäischen „rush“ hierhin verladen. In zehn Minuten bewundert man mit „how splendid“ und „very nice indeed“ das Geburtshaus in anderen fünf Minuten tut man St. Trinitatis ab, und schon warten die großen gelben „buses“ nach Shottery und den acht shakespeareischen Dörfern: „piping Peabworth, dancing Marston.“

Berühmtheit kostet ihren Preis, Stratford mißt seinen Namen zu guten Schillingen um. Wir armen Europäer hätten wohl Grund zu manchem Seufzer. Aber der Tag ist viel zu schön — und nach Shottery führt ein schmaler Fußweg, der gehört mir ganz allein. Der Duft der reifenden Kartoffeln steigt aus der heißen Erde auf. Die

## Stadtgartenkonzerte in Karlsruhe?

Gar viele Menschen, die des Weges daherkommen und den Konzerten lauschen, die aus einem hübschen Musikpavillon herüberlingen, ahnen kaum, daß auch bei solchen Stadtgartenkonzerten heute mehr denn je ein materielles Interesse mitspricht, ja daß sie als unerbittlich kaufmännische Unternehmen angesehen werden und deshalb im Kreis der Beteiligten zunächst als wirtschaftliche Veranstaltungen eben mit dem Ziel des Geldverdienens gelten. Man muß diesen Standpunkt, den vor allem der Deutsche Musikerverband von Berlin aus nachdrücklich vertritt, zweifellos anerkennen, und man kann es — generell betrachtet — einer gewerkschaftlichen Organisation kaum verübeln, wenn sie alle ihr zur Verfügung stehenden Machtmittel einsetzt, um das für die Leistung gebotene Entgelt in erster Linie ihren erwerbslosen Mitgliedern zu sichern.

Aber hier in Karlsruhe scheint nun die ganze Frage besonders akut geworden, nachdem einerseits die berufsunfähigen Musiker im Philharmonischen Orchester sich immerhin eine beachtliche Existenzform geschaffen haben und nicht mehr sich damit begnügen wollen, durch das städtische Arbeitsamt zur gelegentlichen Aushilfe bei der Harmonietruppe, bei der babilonischen Polizeikapelle, bei der Feuerwehrtrommel oder dem Musikverein bezugslos zu werden, denen andererseits die bisherige Aufgabe oblag, während den Sommermonaten weitestgehend die Bevölkerung mit geeigneter Gartenmusik zu versorgen. Die einmal ergriffene Initiative war jedoch leider nicht damit erschöpft, daß das neue Orchester, was wohl die denkbar beste Augenblickslösung gewesen wäre, sich abwechselnd mit jenen durch langjährige Tradition beim Publikum

sehr beliebten Vereinigungen in den Dienst der musikalischen Allgemeinheit stellte, sondern es ging auf deren fast völlige Ausschaltung aus, wobei es sich vornehmlich auf einen Stadtratsbeschluss stützte, der allen musikausübenden Beamten, Angestellten und Arbeitern eine bezahlte Tätigkeit verbot oder diese von Fall zu Fall von der ausdrücklichen Genehmigung der Behörden abhängig machte. In Anbetracht der Notlage, in der sich tatsächlich viele Berufsmusiker befinden, konnte man auch diese Regelung noch verteidigen, nicht aber den viel weitgehenderen zweiten Schritt, der nunmehr — wieder auf Drängen der Berufsmusiker — überhaupt ein stadträtliches Verbot für alle außerordentlich musizierenden Beamten, selbst wenn sie das nur ideell und ohne jede Bezahlung taten, herbeiführte. Denn die sich daraus ergebenden Konsequenzen — die staatlichen Behörden haben sich übrigens dieser zweiten Maßnahme nicht angeschlossen — liegen zu deutlich auf der Hand, um sofort in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit und Schädlichkeit erkannt sowie als Ausfluß eines höchst ungelunden und für den Musikerstand geradezu unwürdigen Konkurrenzkampfes gebrandmarkt zu werden.

Gewiß, eine sozialere Handhabung der Stadtgartenkonzertfrage ist durchaus berechtigt und eine entsprechende Umwandlung der früheren Verhältnisse dort zugunsten der zur Zeit beschäftigten Musiker sehr wohl zu verstehen. Aber man sollte dabei großzügig und nicht kleinlich vorgehen, wie das ein Referat, das Herr Lorenz in der Generalversammlung des Verkehrsvereins hielt, an einigen Beispielen ersprechend offenbart, und man sollte vor allem nicht etwas mehr Rücksicht auf die Öffentlichkeit außerachtlassen, die neben den Darbietungen des neuen, jetzt im Konzertteilungsplan überaus stark bevorzugten Orchesters nicht ganz auf die so populären Abende der Harmonietruppe zumal oder auf die gerade im Freien so wirkungsvolle Blasmusik der Polizeikapelle verzichten will.

Zudem ist der Ruf des Philharmonischen Orchesters noch längst keineswegs derart gefestigt, daß es das Publikum in hellen Scharen anlockt und dem städtischen Gartenamt eine so sichere Einnahme verbürgt, wie die eine oder andere der erwähnten Kapellen und selbst wie ein — auswärtiges Gastorchester, an dessen Engagement freilich bei der gegenwärtigen Situation schon gar nicht mehr zu denken ist. Schwermieverger aber als all diese letzten Endes aus einem materiellen Zwang erhelllichen Momente, sind vielfache künstlerische Bedenken, nicht nur, weil die Qualität der Darbietungen an sich, wenn man dem genannten Berichtshalter glauben darf, schon recht erheblich nachgelassen haben soll, sondern weil die anderen Kapellen außer einem gemeinsamen Beschluß, im Stadtgarten solange nicht mehr zu musizieren, bis dort für sie ein einigermaßen vernünftiger Zustand wiederhergestellt ist, sich auch ernstlich mit dem Gedanken tragen, ihre sonstigen Promenadekonzerte, eine Lieblingsunterhaltung der Karlsruher Bevölkerung, aufzugeben. Wie immer man sich zu diesen Dingen stellen mag, so wäre doch gerade die Unterbindung von Bestrebungen, die gute Musik möglichst allen und oft den breitesten Volksschichten zugänglich machen wollen, ein Skandal und müßte im Zusammenhang mit den schon gestreiften Stadtgartenverhältnissen ein gar wenig weischaues, ja eine philiströs engherzige Musikpolitik bezeugen, über die man außerhalb der Mauern Karlsruhes wahrlich lächeln dürfte. Noch ist allerdings nicht so weit, noch kann man hoffen, daß sich die Schwierigkeiten überwinden lassen, aber eine dringliche Warnung ist immerhin nötig und billigerweise zugleich die Ermahnung an die Hauptbeteiligten, im musizierenden Genossen nicht einen Gegner, sondern den Kollegen zu sehen, der, ganz gleichgültig, ob er unter die Berufsmusiker zählt, eben einfach mithilft, eine der Gesamtheit dienliche und nützliche Gemeinschaftsarbeit zu leisten. G. Sch.



Mehlbeeren an der Seite sind rot wie Mohn. „Ann Hathaway, Ann Hathaway“ singen die Felder und die Luft.

Was für alte Häuser hat Shotters, mit kleinen, blinzelnenden Fenstern, in die die Nachmittagssonne hereinguckt und tief herabhängenden Strohdächern! Da ist das „Ladendelhaus“ mit seinem alten, alten Garten. Zwischen den Steinplatten der Wege wächst Burnett und wilder Thyme. Und ich erinnere mich an Bacons Gartentessag und an sein Rezept, „die Luft mit Süße zu erfüllen“, das hier so ganz erfüllt ist.

Und nun bringt mich der Weg nach einigen Biegungen vor Annes cottage.

Das Vinsendach ist die Haube, die sich das Haus ins Gesicht gezogen hat — freundlich und wissend zwinkern die Fensteraugen darunter hervor. Der Buchsbaum, der die Tür bewacht, ist kugelig und dick wie ein Kieselball — und der alte Garten mit seinen weit auseinanderpreisenden Rabenelbischen, den flammenden Kerzen der Malven und der Hopfenlaube, ist von schwer zu beschreibendem Reiz.

Im Haus ist fast alles erhalten, wie es zu Shakespeares Zeiten war. In der Küche über dem Feuerplatz hängen die alten Kessel, die messingene Bettwanne, die in Zeiten der Pest als Räucherbeden diente, die Lederflasche, in der man den Trunk für die Reise oder aufs Feld mitnahm. Da ist der mächtige Kloben der Eichentür, die den Backofen verschloß. Sie ist vom Alter braun und blank wie Seide. Auf einem Tisch steht der „schwarze Jod“, der lederne Stiefel, der einer trinkfesten Generation als solider Humper diente.

Neben dem Feuer aber ist ein schmales Bänkchen — gerade Platz genug für zwei, die sich liebhaben und mit Freunden den anderen so nahe wie möglich fühlen: Ann Hathaways und Shakespeares Liebesplatz. Die „Staatsstube“, auf der anderen Seite hat die Luft der „guten Stuben“, die schwer ist, aber nicht vom Atem des Lebens. Da lobe ich mir die kleine Milchammer — hier zwischen Rahmtöpfen und Buttersäffern, mag Shakespeare wohl oft seine häusliche Liebe gefunden haben.

Neben der Schlafkammer der Eltern ist Anns Zimmer. Für es bestand kein anderer Ausgang. Die Eltern büchstabliche Hüter der Ehre ihres Kindes. Das Alter ist weise, aber die Wege der Jugend sind andere und der Mughheit verborgen.

In „Hathaways Farm“ durch mancherlei Beziehungen mit Shakespeare und den anderen Hathaways verbunden, bin ich der einzige Gast. Im Garten drohen die Strafinstrumente des mittelalterlichen Strafords. Da ist der „Stod“, in den man die Trunkenbolde einpampfte, und — o goldene Lage für alle Ehemänner! — der „Bankstuhl“ mit Jungenklemme für die streitsüchtigen Weiber. Die dicke, gutmütige Wirtin bereitet mir auf der alten Tenne einen köstlichen Tee. Wir halten einen Nachmittagschwarz. Meine Partnerin erweist sich als wohlfundiert in der Kenntnis Shakespearescher Werke und Lebensdaten. Die Bacon-Theorie lehnen wir beide entzweit ab.

Dann werde ich über Ann Hathaway aufgeklärt: „Ach was, wissen Sie denn nicht, daß er sie nie geheiratet hat? Sie war seine „mistress“. Mit 15 Jahren hatte sie ein Kind mit ihm und lief davon, und das nächste Jahr hatte sie ein anderes. Ja, ja, die Männer!“

Ann Hathaway, da sitzen wir nun 300 Jahre nach deinem Tode und klatschen über dich — hätte dein Liebster nicht gerade Shakespeare geheiratet, du hättest wohl keine Ruhe. Bevor ich gehe, muß ich hinter dem Hause noch die „cocks pit“ sehen, den Platz des Hahnenkampfes. Die Gähne, die da in die Arena marschierten, waren von der alten streitbaren englischen Rasse. Ihre Füße wurden mit langen eisernen Sporen tödlich bewaffnet. Die Zuschauer schlossen hohe Betten ab. Die Kämpfe sind jetzt illegal, doch sagt man mir, daß vor kurzem noch einer

### Sveiburger Theaterbrief

Das beste Stück und der stärkste Schauspielersfolg seit geraumer Zeit war unstreitig „Der Hauptmann von Köpenick“ von Carl Zuckmayer: keine Spur von Theaterlei oder abstrakter Problematik, aber an die zwanzig knappe Szenenbilder, jedes gefüllt mit Leben bis zum Rande. Und wie sie unter Intendant Krügers Leitung gespielt wurden! Es war eine helle Freude. Mit Gustav Hallenberger stand dieser von Humor und Tragik umwitterte arme Teufel von Schuster, der nur sein Recht will, leidhaftig da, und die vielen andern um ihn herum: alle von einem edlen Dichter aus der Wirklichkeit gegriffen und von ihnen mit spürbarer Lust zu wirklichen Menschen gestaltet. — Nicht eben nach dem Maß des lauten Erfolges oder auf Grund seiner Qualitäten als konsequent geformtes Drama, gewiß aber durch die Wirkung der schauspielerischen Leistung des Hauptdarstellers und durch die intensive Regiearbeit, die hinter dem Ganzen stand, war auch eine andere Erschlaffung bemerkenswert: das aus Anlaß der fünfsten Alemannischen Woche einstudierte Schauspiel „Nichter Feuerbach“ von Walter Erich Schäfer, mit jenem Staatsrat Anselm Feuerbach in Ansbach als Zentralfigur, der seinen unerlösbaren Kampf um das Recht und um Gerechtigkeit mit dem Tode besiegt. Die auch heute noch nicht abgetroffenen, durch ganze Berge von Literatur in ihrer Jähigkeit bestätigte historische Streitfrage über das Rätsel des Findlings Kaspar Hauser sichert auch Schäfers Stück von vornherein ein gewisses Interesse, das sich dann ganz und gar konzentriert auf die charakteristische Gestalt Feuerbachs, der in Walbert Holz den denkbar besten Darsteller fand. Die übrigen bleiben mehr flüchtig, aber festesteins Spielweise brachte Spannung hinein und eine Atmosphäre, die durch treffende Dekorationen Holzer ten Poontes noch sichtbar wurde. Der Beifall am Schluß Hang sehr dankbar. — Daß man ein Gastspiel des Sveiburger Eckschiffen Theaters mit in die Alemannische Woche herzunehmen, war selbstverständlich. Denn die bei solcher Gelegenheit gebotenen Werke, zum Beispiel von G. Stosch, sind wirklich Volksstücke, deren dichterischem Wert die paar aus der Pötte bezogenen Elemente wenig Abtrag tun, während diese eckschiffen Kleinbürger in ihren guten und schlimmen Eigenschaften mit verblüffender Realistik und lassen

in Manchester stattgefunden haben soll. Nahe bei der „cocks pit“ ist der Platz des Stierkampfes, dem „merry old England“ huldigte.

Der nächste Tag bringt mich zu Shakespeares Geburtshaus. Hier wird seiner Existenz das reale und solide Fundament des Bürgers untergeschoben. Wer jemals zweifelte und lustige Gespinne um die Symbolik seines Namens spann, mag hierherkommen.

Die Dokumente im Erdgeschloß sprechen eine eindringliche Sprache. Da ist Shakespeares Wappen: der Speer im Felde und die Umschrift: non sans droit. Da sind die Urkunden über den Ankauf von Ländereien — Shakespeare als der gute Bürger der späten Jahre — bedacht irdische Güter zu mehren.

Da ist der Brief von Richard Quinsey — Shakespeares Freund und Landsmann —, in dem er in selbstaltertümlichen Sätzen Shakespeare für seine Geldhilfe dankt und verspricht, alles ehrlich zurückzahlen.

Im oberen Stockwerk öffnet sich eine andere Welt. Zuerst betreten wir die große, niedere Stube, in der Shakespeare geboren wurde. Wände und Decke sind voll von den Namen der Besucher. Ein kleines Plakat mahnt von solchen Besuchern, in die Welt der Unsterblichkeit einzudringen, abzuziehen. Die „oberen Zehntausend“ haben ihre Kultur damit bewiesen, daß sie ihre Namen nicht mit Bleistift niederzettelten, sondern mit dem Diamanten in das grünlische Glas der Fensterscheiben ritzten. Doch findet man hier immerhin auch Namen wie Carhle und Walter Scott.

Der große, schöne Raum nebenan ist Museum und Bibliothek. Hier ist Shakespeares Bücherregal: ein paar bescheidene Bände von Holinshers Chronik, Norths Plutarch, Florios Montaigne und eine Übersetzung der Metamorphosen des Ovid.

Alles ist hier zusammengetragen, was Zeugnis für Shakespeares Wirken ablegt. Da ist die Bewunderung seiner Zeitgenossen, niedergelegt in Vers und Prosa für „the honey-tongued and mellifluous Shakespeare“. Oder wie Spenser singt: Ein sanfterer Schöpfer mag nie wieder gefunden werden, dessen Muse voll hoher Gedanken heroiß wie sein eigener Name kint.

Einen weiten Weg haben uns diese beiden Tage geführt. Nun lenken wir unsere stilleren Schritte zu der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit — und finden in ihrem edlen Gewölbe das Letzte, was von Shakespeares sterblichem Leben blieb: sein Grab. Von der Nordwand schaut seine Nische mit der Inschrift: Weibe, Wanderer, was eiffst du vorüber —

Der hohe Bogen eines Lebens ist durchlaufen. Seine beiden Pfeiler, Geburt und Grab, liegen als Kirchendokumente friedlich nebeneinander unter Glas.

Der große Name aber läutet weiter seinen Mythos über die Welt.

### Kocher mit Kurzwellen

#### Die Experimente mit der „Wellenküche“

Eine große Berliner Zeitung berichtete kürzlich in einer ganzen Reihe von Artikeln über eine sensationelle Erfindung, die geeignet sein soll, eine völlige Reformierung unserer bisherigen Methoden der Nahrungszubereitung in der allernächsten Zeit herbeizuführen. Die Sache geht also vor allen Dingen unsere Hausfrauen an, die — nach der Meinung der erwähnten Zeitung —, bald ihre Kochtöpfe ins alte Eisen werfen und mit Hilfe der neuen „Wellenküche“ in weit kürzerer Zeit als heute ein wesentlich schmackhafteres und wertvolleres Essen als bisher bereiten werden. Berliner Hausfrauen wohnen den Kochvorführungen bei und sind über die Sache begeistert, aber auch zahlreiche Fachleute aus der Wissenschaft und Industrie sollen sich für die neue Erfindung interessiert und teilweise recht optimistisch darüber geäußert haben.

sie in ihrer unverfälschten, von Wit und sattem Humor gewürzten Mundart reden. Zudem gibt es unter den in Freiburg ansässigen eckschiffen Dilettanten ausgesprochene schauspielerische Talente, die sich unter der Leitung von Albert Wang auch diesmal wieder, in dem Lustspiel „Dr Herr Maire“, von ihrer sympathischen Seite zeigten.

Die Alemannische Woche zu beendigen, wurde die Waster Oper zu Gast geladen, und zwar mit dem „Barbier von Sevilla“ von Rossini. Es war ein Festspiel im wahren Sinne des Wortes. Oskar Waltherlins geistvolle Inszenierung, Gajo Kühnigs reizende Bühnenbilder, die von sprühender Grazie getragene musikalische Leitung Gottfried Beckers, ein ausgezeichnetes Soloperiorial, ein vorzüglich geschultes Orchester — es gab ein wundervoll geschlossenes künstlerisches Ganzes, das die vergnügten Zuhörer zu stürmischer Begeisterung hinstieß. — Auch die Freiburg Oper hat in der jüngsten Zeit zwei Höchstleistungen unter Hugo Walzer zu verzeichnen: die von Hugo Köber besorgte Neubearbeitung von Rossinis „Tatlienerin in Algier“, über deren herzliche Aufnahme neulich hier kurz berichtet wurde, und die Erstaufführung von Alban Bergs „Wozzeck“. Es ist ein unbestrittenes Verdienst Walzers, über die in der Kompliziertheit des Werkes liegenden ungeheuren Schwierigkeiten hinweg nach Hindemiths „Cardillac“ auch dieses zweite, nicht weniger aufschreiende Beispiel einer modernen tragischen Oper zur Diskussion gestellt zu haben. Auch hier, im „Wozzeck“, wieder eine unbarmerzig harte Harmonik, eine das Ohr über die Maßen anstrenghende Häufung von Dissonanzen und überwiegender Sprechgesang, aber auch eine schon beim ersten Hören begreifende Kunst in der musikalischen Schilderung von Stimmungen und Naturereignissen, die keine Vorgänger hat. Für die Leistungen der Hauptdarsteller — Fritz Reumeyer gab die Titelrolle, die unvergleichliche Edith Maerler seine Geliebte — für das mit intensiver Spannung spielende Orchester und Hugo Walzer, für Felsensteins Regieführung und Holzer ten Poontes Bühnenbilder ist kein Wort des Lobes zu viel. Das Publikum, die einen verwirrt und betroffen, aber voller Ahnung, etwas ungewöhnlich Bedeutsames erlebt zu haben, die in der Moderne Vorgezeigten enthusiastisch zustimmend, dankte durch anhaltenden, reichen Beifall. — er.

Es handelt sich kurz um folgendes: Ein Berliner Erfinder, dessen Name übrigens bisher nicht genannt wird, führt eine Reihe von Experimenten vor, bei denen rohe Nahrungsmittel mit Hilfe der von ihm erfundenen Methode auf elektrischem Wege „aufbereitet“ werden. Der Erfinder nennt es so, denn die Speisen werden nicht im gewöhnlichen Sinne gekocht (es handelt sich also nicht etwa um eine neue Art des bekannten elektrischen Kochtopfes), sondern es wird während der Dauer einiger Minuten ein Hochfrequenzstrom in einer Drahtspirale erzeugt, dessen indirekten Einwirkungen die Speisen ausgesetzt werden. Die Speisen verändern sich dadurch äußerlich überhaupt nicht — Grünkohl z. B. wird nicht, wie sonst beim gewöhnlichen Kochen, unansehnlich, sondern alle Blätter sehen genau so aus, als ob es sich um rohen Kohl handelte. Der Geschmack der so „aufbereiteten“ Speisen ist ausgezeichnet, wie eine an den Versuchen teilnehmende Hausfrau berichtet. Dann wird ein Beefsteak gebraten, das bereits nach zwei Minuten gut durchgebraten ist, es wird Kaffee gekocht, ein Apfel gebraten, der scheinbar sich nicht im geringsten verändert hat, trotzdem aber warm und weich geworden ist und wiederum ausgezeichnet schmeckt.

So und ähnlich klingen die begeistertsten Berichte des Redakteurs der Zeitung, der an den Kochversuchen teilgenommen hat. Was ist nun dazu zu sagen? Es handelt sich wohl hier in der Tat um eine durchaus neuartige Methode der Nahrungszubereitung — um eine Methode, die theoretisch auch keineswegs von vornherein etwa als Unsinnsbezeichnung bezeichnet werden darf. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Zeitungsberichte offensichtlich von Laien stammen, und daher in wissenschaftlicher Beziehung keine besonders gute Grundlage zur Beurteilung der neuen Methode darstellen — es ist daher nicht ganz leicht, aus all den Artikeln nun den eigentlichen Kern der Sache herauszuschälen. Die Idee des Erfinders besteht darin, den bisher seit Jahrhunderten üblichen Kochprozeß dadurch zu ersetzen, daß die rohen Speisen der Einwirkung elektrischer Wellen ausgesetzt und dadurch in einen für die Nahrungsaufnahme und Verdauung geeigneten Zustand versetzt werden. Den gleichen Zweck verfolgen wir ja auch mit dem Kochen unserer Speisen.

Die Kardinalfrage bei der ganzen Sache ist nun die, welcher Art die hierbei zur Verwendung kommenden Wellen eigentlich sind. Hierüber finden sich freilich in den bisher vorliegenden Berichten nur reichlich lückenhafte und teilweise recht laienhaft ausgedrückte Angaben — offensichtlich handelt es sich aber um die sog. ultrakurzen Wellen, über die unter der Bezeichnung „Lodesstrahlen“ in den letzten Jahren auch in den Tageszeitungen viel die Rede war. Von hier ist es nur ein Schritt weiter bis zu unserer „Schwingungsküche“: man kann nämlich ultrakurze Wellen in ihrer Wirkung außerordentlich verstärken, wenn man die zu behandelnden Objekte in das sog. Resonanzfeld eines geschlossenen Schwingungskreises bringt. Anders ausgedrückt: Dem betreffenden Gegenstand — in unserem Falle also der Speise — wird nicht mehr ein elektrischer Strom zugeleitet, sondern er ist lediglich dem durch den elektrischen Strom in der Apparatur erzeugten Wellen ausgesetzt, die natürlich eine ganz andere Wirkung haben, als einfache Elektrifizierung. Derartige „Lodesstrahlen“ können in der Tat kleinere Tiere töten, Mäuse z. B. sterben in wenigen Sekunden, Ratten in einer halben Minute usw. Es kommt nun ganz auf die Bedingungen an, unter denen experimentiert wird (Spannung, Stromstärke, Wellenlänge usw.), um die verschiedensten Wirkungen auf die in den Bereich der Wellen gebrachten Gegenstände zu erzielen. Es steht jedenfalls fest, daß es sich um einen Schwingungskreis handelt, innerhalb dessen die in der „Schwingungsküche“ zubereiteten Speisen der Wirkung sehr kurzer elektrischer Wellen ausgesetzt sind. Ob man — wie es bisher geschehen —, mit solchen Wellen eine Ratte in wenigen Sekunden tötet, oder ob man in ebenfalls sehr kurzer Zeit auf die gleiche Weise ein Beefsteak brätet, das macht schließlich keinen wesentlichen Unterschied.

Zusammenfassend ist also zu sagen, daß es sich bei der neuen Kochmethode um einen zweifellos recht originellen Einfall handelt, der vielleicht in seinen weiteren Konsequenzen auch zur Auffindung neuer Wirkungsmöglichkeiten der ultrakurzen Wellen geführt hat oder führen wird. Im übrigen bleibt — auch bei der Annahme, daß alle sonstigen Angaben zutreffen —, die Hauptfrage offen: Wie sieht es mit der Rentabilität der neuen Methode? Ist es wirklich praktisch durchführbar, derartig komplizierte Apparate zu einem erschwinglichen Preise herzustellen, der die Anschaffung lohnend erscheinen läßt? Und wie steht es mit dem Stromverbrauch?

Schließlich noch ein letzter Einwand: Die neue Methode arbeitet mit unsichtbaren elektrischen Wellen von großer Wirkung — wie wird die Hausfrau vor den Gefahren dieser den „Lodesstrahlen“ durchaus verwandten Wellen mit Sicherheit geschützt? Was geschieht, wenn die Hand der Hausfrau versehentlich in den Bereich dieser Wellen gerät?

Auf die Frage, was mit den in der „Wellenküche“ oder „Schwingungsküche“ behandelten Speisen eigentlich im einzelnen geschieht, kann hier aus Mangel an exakten Unterlagen nicht näher eingegangen werden; wir sagten aber bereits, daß die theoretische Möglichkeit, Nahrungsmittel mit Hilfe elektrischer Wellen zuzubereiten, an sich durchaus besteht. Man wird abwarten müssen, bis nähere, wissenschaftlich fundierte Angaben über die ganze vorläufig noch reichlich dunkle Sache vorliegen. Überraschungen sind ja gerade auf dem Gebiet der ultrakurzen Wellen auch in der Wissenschaft an der Tagesordnung — man darf also auf jeden Fall der weiteren Entwicklung der „Wellenküche“ mit Spannung entgegensehen. Dr. S. Woltered.